

Bibel hinaus (nach Hjalmar Sundéns Rollentheorie).

Bezüglich der sozialen Dimension (Ritus/Gemeinschaft) postuliert er eine Entwicklung von der Taufe als einem durch Geistverleihung, Glossolie unter anderem zu ergänzenden Waschungsritual hin zur Taufe als radikalem Bruch und Wiedergeburt. Hingegen habe beim Abendmahl neben einer extrem-religiösen Auffassung mit Tabubröchen (Abweichung von den Opferritten des Tempels und symbolischer Kannibalismus) ein moderatreligiöses Verständnis als sakrales Mahl (Brotbrechen) bestanden. Das Charisma des Täufers Johannes und Jesu sei durch diese Rituale und die Lehre zum Amtcharisma versachlicht worden; das Urchristentum habe mit seiner inneren Pluralität die Struktur einer Kirche, nicht einer Sekte gehabt.

Den Leitbegriff des Ethos der ersten Christen bilde die Liebe, doch finde sich in ihren Phantasien viel Aggressivität. Bei Paulus habe die asexuelle asketische Agape zum Idealbild der Ehe als Partnerschaft ohne Herrschaft beigetragen. Abschließend schildert er, wie in der Gnosis die prophetische Religiosität in eine mystische (im Sinn von Nathan Söderblom) bzw. die extravertierte in eine introvertierte Mystik mit neuen Extremformen religiösen Erlebens verwandelt wurde.

In diesem brillant geschriebenen Werk (leider ohne Sachregister) ist ein immenses exegetisches Wissen verarbeitet. Von Eugen Drewermanns tiefenpsychologischer Einführung und Klaus Bergers antimoderner „Historischer Psychologie des Neuen Testaments“ (1991) unterscheidet es sich positiv durch den pluralistischen Rückgriff auf lerntheoretische, psychodynamische und kognitive Ansätze, die allerdings manchmal überschätzt werden (Rudolf Ottos Numinositätskonzept, Sundéns Rollentheorie, Boyers Konstraintuitivitätstheorie). Theißen

verbindet sie auch mit evolutionspsychologischen, mythen- und ritualtheoretischen Annahmen zu allumfassenden Typologien. So stehen plausible, aufschlußreiche Überlegungen – etwa zu Exorzismen, Ostervisionen, Agape – neben konstruierten und hochspekulativen, zum Beispiel über den Sühnetod Jesu als Expositionstherapie, Sündenbockmechanismus und Welleneffekt oder zum Abendmahl als einer Art Imaginationstherapie, in der die „symbolisch inszenierte Anthropophagie in Philanthropie verwandelt“ wird (375). Am besten verwendet man das Buch als Schatzkammer von Gesichertem und Hypothetischem, der man Material entnimmt, um es von Fall zu Fall zu prüfen.

Bernhard Grom SJ

SÖDING, Thomas: *Jesus und die Kirche*. Was sagt das Neue Testament? Freiburg: Herder 2007. 318 S. Gb. 24,90.

Die katholische Kirche sieht sich zunehmend mit der Frage nach ihrer Kontinuität konfrontiert. Auf der einen Seite suchen etwa die lehramtlichen Stellungnahmen zum kirchlichen Charakter anderer christlicher Gemeinschaften, die Entscheidung zum früheren Meßritus oder der Verzicht auf vielfach geforderte Neustrukturierungen des Amtes gezielt den Anschluß an die große Tradition. Auf der anderen Seite sehen Kritiker gerade darin die Kontinuität zur nachkonziliären Ekklesiologie in Frage gestellt. Die Argumente scheinen mittlerweile hier wie dort verbraucht, die Perspektiven fixiert, die häufige Berufung auf Jesu Stiftungswillen ist kaum mehr als affektierter Gestus.

Es wirkt befreiend, mit welchem Schwung Thomas Söding diese Frontstellungen hinter sich läßt, den verbindlichen Ursprung aufsucht, diesen inmitten der großen Gegenwartsaufgaben – Globalisie-

rung, Ökumene, Gespräch mit dem Judentum, christliche Identität, Glaubensplausibilität, Zweck und Zukunft des Christseins – verortet und daraus inmitten so vieler „Hoffnungen, Enttäuschungen und Erfahrungen“ (5) keine kirchenpolitischen Rezepte ableitet, wohl aber theologische – und damit eminent praktische – Konsequenzen zieht, und dies im biblisch fundierten Wissen um die „Aufgabe zumal der Kirchenleiter und der Theologen, selbst die schärfsten Kritiker der eigenen Amtsführung und Gedankenarbeit zu sein“ (48).

Das Buch hat sechs, sachlogisch aufeinander aufbauende Teile: Der erste mustert das Verhältnis zwischen Jesus und der Kirche in Ansehung von moderner Christentumskritik, historizistischer Skepsis und biblizistischem Pathos und plädiert zugleich für das theologische Recht historischer Vernunft (13–53). So gerüstet, beleuchtet der Verfasser das Verhältnis zwischen der von Jesus proklamierten Gottesherrschaft und der Kirche (54–88), die Dynamik zwischen Israel und den Heidenvölkern mit einem sympathischen Ausblick auf die neutestamentliche Bedeutung der Familie (89–141), die Praxis der Nachfolge und Gemeinschaft der Jünger, unter denen den ekklesiologisch bedeutsamen Gestalten des Geliebten Jüngers und des Petrus besonderes Interesse gilt (142–213), grundlegend Passion, Auferstehung und Pfingstgeschehen als den sensiblen Übergang zwischen Jesu Lebens- und der Kirchengeschichte (214–242). Der Schlußteil erarbeitet auf dieser Basis die Option für eine kirchliche Gestalt, die dem jesuanischen Ursprung und dem „Primat Christi“ entspricht (243–289). Stets ausgewogen im Urteil, wird der Verfasser dort energisch, wo er den Vorrang der Christologie vor der Ekklesiologie betont. Seine unpolemischen, aber gerade deshalb um so nachhaltiger wirksamen Darlegungen zu einem neu-

testamentlich normierten Verständnis von christlicher Autorität gehören zu den besonders lesenswerten Passagen in diesem Buch.

Die exegetische Kompetenz und ökumenische Aufgeschlossenheit des Verfassers bedürfen keiner Empfehlung. In der Grundrichtung der Darstellung repräsentiert sein Buch zumeist (naturgemäß nicht in jedem Einzelurteil konsensfähig) den gegenwärtigen Forschungsstand. In der historischen Urteilsbildung neigt es zu größerer Zuversicht als üblich, ohne jedoch die unauflösbaren Spannungen zu verschweigen. Sein Markenzeichen liegt darin, daß es zur theologischen und kirchenpraktischen Vermittlungsarbeit ansetzt – ein angesichts der oben skizzierten Fronten mühseliges Geschäft. Und doch ist es unverzichtbar, soll das Neue Testament denn Mitte und Anstoß allen Kircheseins und der biblisch bezeugte Christus dessen Seele bleiben (bzw. werden). Söding liest das Neue Testament als das, was man „mitgehenden Anfang“ genannt hat: im Blick auf die bleibende Lebendigkeit des biblischen Ursprungs, aber gerade so auch aufmerksam sowohl gegenüber dessen Wachstum und Vertiefung in der zweitausendjährigen Glaubensgeschichte als auch gegenüber dessen markanter Bedeutung für die Gegenwart.

Das Buch ist in direktem und lebhaftem (aber nicht anspruchslosem) Stil für ein breiteres Publikum geschrieben und läßt von Hans Urs von Balthasar bis Friedrich Dürrenmatt Gesprächspartner zu Wort kommen, die im exegetischen Milieu gemeinhin seltener eine Rolle spielen. Södings zupackender Fragestil (Gehört auf den Berg der Seligpreisungen eine Kirche? Aus welchem Grund gibt es die Kirche? Hat Jesus die Sakramente eingesetzt?) erinnert mitunter an Klaus Bergers Publikationen; die Antworten sind differenzierter, nüchterner, tragfähiger. Exegetische Studien sind

oft zu sehr in den Fachdiskurs eingebunden, um vermittelnd wirken zu können. Vermittelnde Bücher kennen oft den Fachdiskurs nicht (oder haben sich von ihm losgesagt) und vermitteln stattdessen

eigene Betroffenheiten. Södings Buch ist anders: ein verantwortungsbewußter Beitrag zum kirchlichen Selbstverständnis. Es baut Brücken für eine Kirche, die solche Brücken braucht. *Knut Backhaus*

## ZU DIESEM HEFT

Angesichts der Erfahrung von Konzentrationslagern und Völkermord bleibt oft nur Sprachlosigkeit. WŁADYSŁAW BARTOSZEWSKI, Beauftragter des polnischen Premierministers für internationale Fragen, umreißt behutsam verschiedene Facetten einer möglichen und nötigen europäischen Gedenkkultur.

THOMAS STEINFORTH, Mitarbeiter des Caritasverbands der Erzdiözese München und Freising e.V., skizziert die Aufgaben der verbandlichen Caritas. Dabei bezieht er sich auf eine Rede ihres Gründers Lorenz Werthmann (1858–1921) aus dem Jahr 1899 und entfaltet sie in ihrer Bedeutung für die Caritas des 21. Jahrhunderts.

Am 9. Oktober jährt sich zum 50. Mal der Todestag von Papst Pius XII. VICTOR CONZEMIUS, Professor für Kirchengeschichte an der Universität Luzern, würdigt insbesondere das Friedensengagement Eugenio Pacellis schon im diplomatischen Dienst während des Pontifikats von Papst Benedikt XV.

Die Anwendung von Gewalt zur Verbreitung des Christentums wurde biblisch mit dem „Compelle intrare“ („Nötige sie hereinzukommen“, Lk 14, 16–24) aus dem Gleichnis vom Festmahl begründet. HANS MAIER, zuletzt Inhaber des Romano-Guardini-Lehrstuhls für christliche Weltanschauung an der Universität München, setzt sich mit der Deutung des Gleichnisses in der Geschichte der Kirche von Augustinus bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil auseinander.

Zum 40. Todestag Romano Guardinis (1885–1968) erinnert LORENZ WACHINGER, Theologe, Psychotherapeut und Eheberater in München, an den Religionsphilosophen und Theologen. Dabei ergänzt er das Bild Guardinis in der Auswertung wichtiger autobiographischer Zeugnisse aus bisher unveröffentlichten Briefen und weniger bekannten Büchern.